

Absolute Nüchternheit

So richtig vollständig nüchtern wird man erst nach ein paar Tagen, nach fast einer Woche. Das schaffen die wenigsten, so richtig vollkommen nüchtern. Der Staat will uns ja auch eigentlich gar nicht vollkommen nüchtern. Das Volk soll immer schön leicht angetrunken sein, gut sind so 0,5 Promille. Nicht zu viel, dann wird das Volk unangenehm. Nur so leicht belustigt, glücklich, bierselig. Kritisch, aber nicht gefährlich. Deutschland und seine Politik könnten ohne Bier überhaupt nicht funktionieren. Bier und Freiheit, das ist in Deutschland quasi ein Wort, die Leute kennen den Unterschied nicht mehr. So lange Bier da ist, ist Freiheit da. Aber Bier ist ja auch gut für die Wirtschaft. Wer Bier trinkt, fördert die Wirtschaft. Aber ach, sowas denkt nur, wer länger als sechs Tage nüchtern ist, denke ich und setze meinen Irrweg fort, quer über den Alexanderplatz. Hauptsache nicht nach Hause gehen und dort vor Langeweile ein Bier öffnen. Bloß nicht stehenbleiben und nachdenken, immer schön weiterlaufen, quer durch die Menschenmassen, die einem geheimen Schema folgen, um so durcheinanderzulaufen ohne gegeneinanderzustoßen. Ein Schema, das ich nicht kenne, in das ich bisher nicht eingeweiht wurde. Ständig laufe ich jemandem vor die Füße, regt sich jemand über mich auf, weil ich im Weg stehe, rempelt mich jemand beiseite oder überholt mich. Wenn ich noch länger nüchtern bleibe, vielleicht kann ich dann einer von ihnen werden. Wenn ich nur brav meine zwei Feierabendbier trinke, kann ich vielleicht wieder in dieses Schema eingeordnet werden.

Wieder bin ich an einer weniger belebteren Ecke der U-Bahnstation Alexanderplatz angekommen. Ich drehe mich um und gehe erneut durch die Rush-Hour-Massen. Sie haben ein Ziel, das ist der Unterschied zu mir, ist schon klar. Sie sind wie an einer Angel gezogen, sie verfolgen ihre täglichen Bahnen. Ich hingegen versuche nur, nüchtern zu bleiben. Ich drehe die Musik auf meinen Ohren wieder lauter. John Coltrane live at Temple University. Es gibt nichts Besseres. Ich meine das vollkommen ernst: Mit dem Saxophon ist niemand mehr abgegangen als Coltrane hier. Er tötet das Saxophon quasi und bringt es wieder zum Leben, eine Reinkarnation sozusagen. Wahnsinn. Als ich noch getrunken habe, da konnte ich mir das nicht reinziehen, es hörte sich für mich an wie Katzen, die bei lebendigem Leib gehäutet werden. Jetzt, hier, auf dem Alexanderplatz

zwischen all den Menschen mit ihren Trippelschritten, wie Schlagzeug-Besen auf der Hi-Hat tippeln, da bin ich das Saxophon. Ohne Ziel, konträr, kontrapunktisch und irgendwie über dem Sound von Gebrabbel, Telefongeräuschen, Zügen, Rufen, Schuhgequietsche, Kindergeheul – ohne Partitur, ohne Absprache, nicht einmal Improvisation – mehr wie Regen auf ein Wellblechdach: unregelmäßig, unvorhersehbar und doch monoton, gleichtönig: Die Choreografie der grauen Eintönigkeit. Die Sinfonie der gemeinsamen Einsamkeit. Es gehört viel Übung und Können, eine gute Ausbildung und viel Geduld dazu, etwas ist auch angeboren und viel Übung macht den Meister, ist ja klar: bis diese 3 plus X Millionen Menschen in Berlin es schaffen, gemeinsam aber aneinander vorbei zu leben. Das muss ein Mensch erstmal können: Jeden Tag an hunderten anderen Individuen vorbeigehen, die alle ebenfalls Mittelpunkt eines, nämlich des eigenen, Universums sind, ohne sie zu beachten. Manchen ist es angeboren, andere müssen es lernen. Plötzlich fragt mich ein Bettler nach Geld. Ich wehre ab, wie ein Mensch, wie so ein richtiger Mensch. Geh weg, ich habe jetzt keine Zeit, geh arbeiten, belästige mich nicht mit deiner Armut und deiner Sauferei, ich denke nicht über dich nach, es gibt zu viele von dir und alle wollen Geld von mir. Er ist weg. Das habe ich gut gemacht. Vielleicht habe ich doch noch eine Zukunft in der Masse, wenn ich so weiter übe. Ich fühle mich schon viel sicherer, stoße nicht mehr so oft an wie noch vor einer halben Stunde. Vielleicht kann man mich schon bald in ein Büro setzen und mich auf einen Computer eintippen lassen. Ich glaube, ich habe schon verstanden, wie das geht: Alles muss immer wichtig sein. Alles, was ich tue, ist wichtig und muss daher schnell erledigt werden, weil ich es schnell erledigen möchte, denn ich habe danach noch andere wichtigere, immer wichtigere Sachen zu tun und zu erledigen. Ich muss es wollen, dann kann ich es auch. „Ich kann, weil ich will, was ich muss“, sagte ja schon Kant. Du musst dich selbst wollen machen können, so einfach ist das. Dann geht alles. Und ich muss ständig auf mein Handy schauen üben. So wie früher ständig alle auf ihre Armbanduhr geschaut haben.

Plötzlich bin ich wieder an einem anderen Ende der Halle angekommen. Auf meinen Ohren spielt ein Schlagzeugsolo. Das Saxophon ist still. Aber es ist präsent durch seine Abwesenheit. Coltrane ist so grandios. Ich stehe vor einer Wand aus Fressbuden: Pommes, Wok-Nudeln, Currywurst, Pizza, Döner, Currywurst, Chinapfanne, Döner, Pizza, Pizza, Döner, Falafel, McDonalds, Pommes. Ich habe in den letzten Tagen sehr

wenig gegessen. Irgendwie stinkt alles. Nach Müll. Nach verdorbenen Tieren. Nach Verwesung. Nach toter Oma. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich das Zeug immer runter bekommen habe. Und plötzlich fängt John Coltrane an zu singen, zu kreischen, zu jodeln. Aus tiefster Kehle. Man hatte die Rückkehr seines Saxophones erwartet zu dem schier unendlich anhaltendem Drumsolo, doch er kreischt einfach mal vor sich hin. Grandios. Unerreichbar. Dann dudelt er sich wieder einen ab mit seinem Instrument. Das ist kein Jazz mehr sondern Sport. Und es hört nicht auf. Kein Ton gleicht dem anderen. Die irre Endlosigkeit der Virtuosität. Ich beginne, mich dazu zu bewegen, die Füße zu tippeln, die Schultern zum Bass zu bewegen, der in den Background knallt. Und ich kreische auch: „BRAAA DFTÜÜÜ BGNARGKKKKKKK !!!!§§ krkrkrkrkrkrkr Daaaa“ und werde durch die Massen gezogen, als würde ich gespielt. Alles weicht mir aus, nirgends Ecken und Kanten, hier und da einer, der sich beklagt, nur kurz, und dann verschwindet. Leute, die stehenbleiben und mich zuckend passieren lassen. Sie denken, ich sei betrunken, voll besoffen. Aber das, genau das, ist meine absolute Nüchternheit.

Berlin, 24. Februar 2017